

Besprechungen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **22 (1942)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen. — Comptes rendus.

Hundert Jahre Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz 1841—1941. Bern 1941. — *Festbericht über die Jahrhundertfeier der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Bern am 27. und 28. Sept. 1941*, erstattet im Auftrage des Gesellschaftsrates von ANTON LARGIADÈR. Bern 1941.

Die erste der anzuzeigenden Publikationen vereinigt neben den Listen von Publikationen, Vorstehern und Mitgliedern der Gesellschaft und einigen statistischen Angaben eine Reihe von Aufsätzen zum Jubiläum der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Kurz gehalten, mit Nachweisen oft auch da sparend, ja geizend, wo man ihrer wirklich bedürfte, sind sie offenbar für den Moment berechnet, mehr für die große Schicht gebildeter Gesellschaftsmitglieder geschrieben als für den eigentlichen Fachmann.

Auf 25 Seiten führt Charles Gilliard die vor 50 Jahren von Gerold Meyer von Knonau (Jahrb. f. schw. Gs. 16) begonnene Arbeit der Gesellschaftsgeschichte weiter. Gilliard ist viel kürzer als sein (von ihm nicht genannter) Vorgänger, trotzdem bringt er auch für die ältere Zeit manche neue Details, manche eigene Formulierung. Eine Rekapitulation der Geschichte einer gelehrten Gesellschaft ist gewiß ein trockener Vorwurf für den Geschichtsschreiber, zumal, wenn darauf verzichtet wird, über das, was das Gesellschaftsarchiv bieten mag, hinaus neues Material dazu herbeizuziehen. Und doch ist solches ohne Zweifel vorhanden. Es sei erinnert an die in dem genannten Jahrbuch veröffentlichten Briefe Zellwegers, darauf hingewiesen, daß z. B. die ganze gelehrte Korrespondenz von G. v. Wyss wie von Wilhelm Vischer (1833—86) erhalten ist, wenn auch nicht auf öffentlichen Bibliotheken zugänglich. Solches und anderes neue Material müßte zum Reden gebracht werden; bestimmte Fragestellungen wären dazu nötig. Warum — so ließe sich etwa fragen — wurden die Regesten 1853 endgültig aufgegeben? Warum 1873 das Urkundenregister? Warum wurden die Inventare der schweizerischen Archive nie vollendet? usw. Nicht nur persönliche Gründe, sondern auch tiefgreifende methodische, ja methodologische Meinungsverschiedenheiten waren offenbar am Werke. Eine solche Gesellschaftsgeschichte auf Grund breiten Materiales, die auf derartige und auch auf weitere Fragen, wie sie der Fortgang der Zeit stellen läßt, Antwort gäbe, liegt nicht vor. Dazu kommt, daß Gilliard glaubt: «l'histoire, du reste, n'est-elle pas, avant tout, une science descriptive? et l'histoire ne

doit-il pas s'estimer heureux, quand il a pu découvrir et montrer les diverses phases d'un phénomène? Il n'est pas obligé d'en expliquer les causes profondes, dont la complexité nous échappe» (p. 1); und mit solchem Glauben verbaut er sich in der Tat viele Möglichkeiten.

Auch die anderen in dem Hefte vereinigten Arbeiten sind kurz und knapp, geben aber eine vielen gewiß willkommene erste Orientierung. Die auf den Seiten 26—65 folgenden Essays über die Präsidenten der Gesellschaft (Einleitung, J. K. Zellweger, G. v. Wyss, G. Meyer v. Knonau, V. van Berchem, W. Vischer) holen einiges nach, was wir bei Gilliard allzu schmerzlich vermissen. Besonders ist es die Arbeit von Largiadèr (über G. Meyer von Knonau), die an einzelnen Stellen etwas tiefer hineinleuchtet, als es mit Gilliards Grundsätzen möglich ist. Über die Krise von 1873—75, die das Aufhören des Urkundenregisters, die Begründung der «Quellen» brachte, finden sich erhellende Andeutungen. Die historischen Fachleute, von Waitz u. a. geschult, setzten sich offenbar jetzt durch. — Fruchtbar sind die Fragestellungen allgemeinerer Art, mit denen Nabholz an seinen Stoff herantritt (p. 26—48: Einleitung, Zellweger, v. Wyss). — Allerdings kann ich die Frage nicht unterdrücken, warum gerade nur diese Präsidentengestalten dargestellt wurden. Auch die kurzfristigen Präsidien der ersten Jahre versahen bedeutende Männer. Wie ein Ratsherr Heusler, wie ein Ph. A. v. Segesser, scharfprofilerte Gestalten, an dieser Stelle sich ausnahmen, hätte man gerne gelesen. Und es gab ferner auch Vorstandsmitglieder, die, ohne je Präsident gewesen zu sein, doch an den Geschicken der Gesellschaft einen hervorragenden Anteil hatten. Ich denke an Wartmann, an W. Vischer. Hätte nicht etwa diesem eher als dem Sohne ein Abschnitt gewidmet werden sollen? blieb man aber nun einmal bei den Präsidenten, weil ein anderes Vorgehen leicht ins Uferlose geführt hätte, so freut man sich gerne der gewissenhaft zusammengestellten, auch eigene Reminiszenzen einwebenden Charakteristik Paul Roths. Immerhin dürfen vielleicht daneben die Erinnerungen des Bruders (Basler Jahrbuch 1929) und Carl J. Burckhardts (Nationalzeitung 30. 1. 1928) ins Gedächtnis gerufen werden.

Überblickt man die Versuche und Taten der Gesellschaft, so mag einem das Fragmentarische derselben auffallen. In immer neuen Ansätzen wurde begonnen. Mit dem zusammen, was die Eidgenossenschaft (Abschiede) und was die kantonalen Vereine geleistet haben, ist aber doch sehr viel getan. Und immer noch wird weiter ediert. Es läßt sich fragen, ob die Jahrhundertfeier nicht als Rastpunkt dienen könnte, an dem man sich, mit freiem Blick auf das Getane und auf das im Gange Befindliche, früge, was nun eigentlich künftig zu leisten sei. Das Resultat einer solchen Prüfung könnte der Wunsch sein, daß die Gesellschaft im Sinne einer gewissen Flurbereinigung, die wohl allzulange nicht mehr vorgenommen worden ist, neben ihre editorischen und bibliographischen Aufgaben im Sinne eines Jubiläumsgeschenkes an ihre jüngeren Mitglieder eine weitere treten ließe. Vielleicht haben auch schon andere die Existenz eines Werkes in der Art eines «Hand-

buches der schweizerischen Geschichte» vermißt, das nach dem Muster desjenigen von v. Below und Meinecke oder noch besser nach demjenigen der «Clio» (Introduction aux études historiques), die seit einigen Jahren in Paris erscheint, gearbeitet wäre. Neben einer knappen Darstellung müßte darin besonders wichtig sein die Erörterung des «état actuel des questions». Besonders für das 19. Jahrhundert müßte ein solches Handbuch für den Studenten wie für den Forscher von großer Bedeutung sein, für diesen Zeitraum müßte es geradezu eine vollständige kritische Quellenkunde enthalten.

Der «Festbericht» vereinigt die Ansprachen und Vorträge, die anlässlich der Jahrhundertfeier der Gesellschaft gehalten worden sind. Es soll Mitglieder gegeben haben, die im September 1941 nicht in Bern erschienen, weil sie lieber zu ernster Arbeit denn zu einem Feste gekommen wären und die die Naturwissenschaftler um den Reichtum ihrer Jahresversammlung beneideten. Diese sind des lebendig-persönlichen Gewinnes, den dieses festliche Beisammensein gewährt haben muß, verlustig gegangen und haben an dem schmalen Heftchen nun doch keinen vollen Ersatz. Immerhin — Prof. W. Näf («Schweizerische Ausblicke auf die Allgemeine Geschichte») belehrt sie in seiner feinsinnigen Weise über die Verflechtungen des schweizerischen Schicksals mit dem allgemeinen, eine Besinnung, die gerade der Geschichtslehrer immer wieder nötig hat. Prof. R. Feller («Hundert Jahre schweizerischer Geschichtsforschung») aber — es sei gestattet, die kleineren Beiträge zu übergehen — gibt eine Zusammenfassung und zugleich Erweiterung seiner «Schweizerischen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert», Zürich 1938; das persönliche Element, das in dem Buche vorwog, tritt jetzt zurück, die Betrachtung des Allgemeinen überwiegt.

Feller spürt zunächst den allgemeinen Bedingungen historischen Schaffens in der Schweiz nach. In diesem Zusammenhange findet er tief eindringende Formulierungen für die Schattenseiten des kleinstaatlichen Standortes im Blick auf die Geschichte. «Es liegt eben dem kleinstaatlichen Binnengeist eine ganze geschichtlich unentbehrliche Empfindungsreihe des großstaatlichen Menschen fern. Wohl kann der Kleinstaatmensch die Begierden und Notwendigkeiten des großstaatlichen Wesens sachlich erforschen. Aber kann er je ganz erfüllen, daß das, was für ihn neutrales Beobachtungsergebnis ist, dem Großstaatsmenschen zum lebenslangen, bluterfüllten Wagnis wird, für das er alles einsetzt?» (42). Es ist der Sachverhalt, der Hermann Bächtold während des Weltkrieges bewußt wurde und der ihm den Impuls für ein gut Teil seines Wirkens und Schaffens gab, der Sachverhalt, den mancher von uns Jüngeren während seines Auslandsemesters selbst erlebte. Aber es gibt auch ein Gegenstück dazu. Schweizer Gelehrte, die, handelnd oder leidend, ganz Angehörige ihrer kleinen politischen Welt sind, bringen spezifisch andere Voraussetzungen zur Erfassung mancher vergangener politischen Verhältnisse als ihre Kollegen in Paris oder Berlin mit. Auch fremde Gelehrte kehrten aus solchen Gründen in unserer engen Welt ein.

«Wie Niebuhr für die ältere republikanische Epoche, so fand Ernst Curtius für den Mikrokosmos der hellenischen Polisstaaten in der Schweiz die wichtigsten und belehrendsten Parallelen und zeigte dadurch für die griechische Eigenart oft mehr fruchtbringendes Verständnis als etwas schablonenhaft urteilende Gegner». Wie gründlich sich Curtius bei befreundeten Fachgenossen in der Stadt, aber auch bei «Gemeindepräsidenten, Ammännern, Bannwarten oder ähnlichen wohlunterrichteten und ortskundigen Leuten» über jedes Detail unterrichtete, muß man selbst nachlesen (Heinrich Gelzer [d. J.], *Kleine Schriften* S. 281 f., *Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius*). Zu den bei Feller anschließenden Bemerkungen über Jakob Burckhardt darf vielleicht dann allerdings etwas nüchtern bemerkt werden, daß dieser in seinen frühen Jahren auch schweizergeschichtliche Themata bearbeitet hat, daß er aber später schon durch sein Amt auf andere Aufgaben gewiesen war. — Das helvetische «Mittelbewußtsein» aber, von dem Feller im Anschluß an Hilty spricht, ist da, um überwunden zu werden. In der Tat, die Geschichtschreibung hat bis jetzt keine zureichende Darstellung der Dreissiger- und Vierziger-Jahre des letzten Jahrhunderts geliefert (es sei denn für den Sektor der «Großen Politik» innerhalb des schweizerischen Kleinstaatensystems durch den «Neuhaus» Carl J. Burckhardts). Aber bei vielen Mitlebenden, die Zeitgeschichte schrieben, die journalistisch oder brieflich Stellung bezogen, bei Gelzer, den Feller S. 45 mit treffenden Worten erwähnt, bei Burckhardt, bei Bluntschli, war das Bewußtsein von der äußerst krisenhaften Zuspitzung der Entwicklung lebendig vorhanden. Wir haben es uns wieder zu erwerben. Und neben Keller steht immerhin Gotthelf. — Interessant ist der Hinweis darauf, wie die schweizerischen Historiker des 19. Jahrhunderts noch vielfach von der Antike ausgingen, anregend die Scheidung in eine «fortschrittliche, individualistische, liberale Richtung und eine altschweizerische, konservative, eine Spaltung, deren Wirkung durch ein Jahrhundert ging» (p. 43). Ohne solche Gruppierungen oder Typisierungen käme man ja nicht aus und heuristisch kann eine Einteilung schon fruchtbar sein, wenn sie absolut voll zu genügen nicht vermag. Es wäre hier nur zu bemerken, daß die radikale Geisteshaltung, die wir als in der erstgenannten Richtung inbegriffen geschildert glauben, nur in einem sehr gebrochenen Sinne individualistisch war, und daß anderseits unsere konservativen Politiker und Geschichtschreiber vielfach liberale Elemente in sich aufgenommen haben. Schade ist, daß diese Einteilung im Verlaufe des Vortrages nicht konsequent festgehalten ist. Kritische Forschungsrichtung und mehr künstlerisch-intuitive Haltung — wirklich große Geschichtswerke aber kommen wohl selten anders zustande als durch die Vereinigung beider in ihren Schöpfern — stehen sich auf dem Gebiete der Methode gegenüber. Der ersten zugewandt lassen sich die Verdienste der Gesellschaft ausgezeichnet würdigen, die zweite führt den Vortragenden zur überlegenen Auseinandersetzung mit neueren Strömungen. Feller spürt in sich stark die Distanz zum 19. Jahrhundert. Aber seine Errungenschaften gibt er, sofern

sie auf überzeitlich gültiger Einsicht fußen, nicht einfach preis. «Dienende Forschung», so lesen wir im Verlaufe dieser Auseinandersetzung, «dagegen erfährt nur in seltenen Stunden Ahnungen vom Stoff her, Blitze durch das Dunkel der Jahrhunderte. Sie kommen nicht von ungefähr, sondern müssen erlitten und erstritten werden. Es gehört dazu die Geduld, der Vergangenheit auf die Seele zu warten.» (p. 56). Und weiter oben: «Welche Summe von Hingabe und Scharfsinn in all diesen Sammlungen (von den Quelleneditionen ist die Rede) sich birgt, das kann nur angedeutet werden. Unsere Wissenschaft lebt von diesem Fleiß.» (p. 48). Die Männer, die auf Dierauer und Oechsli folgen, die neue methodische Einstellungen, auch neue Gesamtauffassungen vertreten, werden in dieser Auseinandersetzung allerdings namentlich nicht mehr genannt; in dieser Hinsicht ist Fellers Buch nicht weitergeführt. Auch fehlt eine Würdigung des Beitrages der schweizerischen Forschung an die Aufhellung allgemeinerer historischer Zusammenhänge. Trotz der eingangs skizzierten Stellungnahme zur großen Politik, die dem Schweizer so nahe liegt, sind solche über unsere Grenzen hinausreichende Leistungen ja durchaus vorhanden. Sie scheinen mir bisher nicht abschliessend gewürdigt (vgl. J. R. de Salis, bei Feller, Schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert, S. 163—200), und so wäre es schön gewesen, wenn sie in diese Überschau wiederum miteinbezogen worden wären.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es sich um einen Vortrag handelt, und da ist denn außerordentlich viel wohl Erwogenes in den knappen Rahmen der Stunde eingegangen. An einzelnen dunklen Stellen stockt der Leser. Hier soll nur eben noch hingewiesen werden auf die große Zahl der schönen Formulierungen, die anregend sind, gerade auch da, wo sie etwa Widerspruch wecken mögen.

G l a r u s.

E d u a r d V i s c h e r.

International Bibliography of Historical Sciences. Fourteenth year, 1939. 8°, 452 S.

Ungeachtet der für internationale Zusammenarbeit denkbar ungünstigen Verhältnisse ist es möglich geworden, die das Jahr 1939 umfassende Bibliographie, wenn auch mit Verspätung, herauszubringen. Der schriftliche Verkehr der im unbesetzten Frankreich befindlichen Redaktion mit den kriegführenden Mächten, soweit sie nicht mit Frankreich direkt korrespondieren konnten, wurde durch Vermittlung der neutralen Schweiz ermöglicht. Wenn auch über die historische Produktion einzelner kleiner, militärisch besetzter Länder notgedrungen unvollständig berichtet ist, so sind für die großen Staaten und die neutralen Länder die Berichte in der bisherigen Weise eingegangen, sodaß es sich rechtfertigte, den Band herauszugeben. Im übrigen entsprechen Inhalt und Gestaltung durchaus den vorangehenden Jahrgängen. Die angegebenen 5473 Titel von selbständig erschienenen Werken und Aufsätzen in Zeitschriften sind eine Auswahl; alle Arbeiten von bloß lokaler Bedeutung sind nicht berücksichtigt. Für die Auswahl und Zusammenstellung

sind Mitarbeiter der einzelnen Länder verantwortlich. — Den Vertrieb für das französische Sprachgebiet besorgt die Librairie Armand Colin, 103, Boulevard Saint-Michel, Paris; für das deutsche Sprachgebiet ist Walter de Gruyter & Co., Woyrschstr. 13, Berlin, Versandstelle. Der Preis des Bandes beträgt \$ 9.90 oder fFr. 200.—.

Z o l l i k o n.

H a n s N a b h o l z.

Die Wappen der Bezirke und Gemeinden des Kantons Solothurn. Bearbeitet von Dr. Konrad Glutz von Blotzheim. — Selbstverlag des Staatsarchivs Solothurn. 1941. 8°, 47 Seiten und 16 Tafeln.

Schon 1922 regte der Historische Verein des Kt. Solothurn auf Antrag der Herren Staatsarchivar Dr. J. Kaelin und Dr. Max von Arx bei der Regierung die Bildung einer Kommission zur Bereinigung der Bezirks- und Gemeindewappen an. Wenn auch diesem Antrag nicht Folge geleistet wurde, so verfolgte doch das Staatsarchiv in Verbindung mit den bekannten Heraldikern Dr. M. von Arx und Dr. Hugo Dietschi die Sache weiter. Die Beschaffung der Gemeindewappen für die Höhenstraße der Landesausstellung von 1939 förderte die Sache stark. So kann nun heute das Staatsarchiv, unterstützt von der h. Regierung, das erfreuliche Resultat dieser Bemühungen vorlegen. Welche Arbeit zu leisten war, erhellt daraus, daß 1819 bei einer damals durchgeführten Umfrage von 126 Gemeinden nur 79 ein Wappen besaßen, und daß sich oft in ein und derselben Gemeinde sehr stark abweichende Varianten fanden, so z. B. in Derendingen nicht weniger als 16. Über 1000 Skizzen mußten für die 141 Wappen angefertigt und den Gemeinden vorgelegt werden. Während der Adjunkt des Staatsarchivs, Dr. Konrad Glutz von Blotzheim, die Sichtung dieses großen Materials übernahm, gab ihm Heinrich Deubelbeiss jun. in Balsthal das zeichnerische Gewand. Die Firma Gigandet in Solothurn besorgte den vorbildlichen Druck. Über die Geschichte des Wappenbuches im allgemeinen sowie Herkunft und Entstehung der einzelnen Wappen orientiert kurz und knapp der Bearbeiter, während Staatsarchivar Dr. J. Kaelin in einem Vorwort das Werk als eine «Jubiläumsgabe des Kt. Solothurn zur Feier des 650jährigen Bestehens der Schweizerischen Eidgenossenschaft» widmet. Gewiß eine sinnvolle Gabe, wenn man bedenkt, wie enge gerade in unserer Demokratie die einzelne Gemeinde mit dem Staatsganzen verbunden ist.

E i n s i e d e l n.

P. R u d o l f H e n g g e l e r.

Numismatique, Numéro spécial de la *Revue historique vaudoise*, sept.-oct. 1941. Avec 10 planches hors-texte. F. Roth & Cie., Lausanne.

Das im wesentlichen der *waadtländischen* Numismatik gewidmete Sonderheft wurde den Teilnehmern an der Jahresversammlung der Schweiz. Numismatischen Gesellschaft in Lausanne im Oktober 1941 ausgeteilt. Es wird vom Präsidenten der Gesellschaft, Dr. D. Schwarz, eingeleitet durch

eine kurze Übersicht über deren Geschichte, gefolgt von einer auf die wichtigsten Arbeiten sich beschränkenden Bibliographie der schweizerischen Numismatik. An zweiter Stelle beschreibt Colin *Martin*, der Konservator des kantonalen waadtländischen Münzkabinettes, den 1936 in Vidy bei Lausanne, den römischen Vicus Lousanna, gehobenen römischen Goldmünzenfund von 72 Stücken aus der Zeit von Vespasian bis Antoninus Pius. Der ganz hervorragende Erhaltungsgrad der Münzen läßt vermuten, daß sich der einstige Eigentümer dieses Schatzes, der übrigens wohl z. T. seltene, jedoch keine unbekannten Stücke enthält, bei dessen Zusammenstellung nicht allein von materiellen, sondern auch von ästhetischen Gesichtspunkten leiten ließ. Sämtliche Stücke sind mit Vor- und Rückseite abgebildet. Derselbe Verfasser kommentiert ein Freiburger Münzmandat von 1587 in Plakatform. Es enthält die Abbildungen und die Tarifierung von 28 in der Westschweiz umlaufenden Groschenmünzen (Genf, Savoyen, Norditalien) und die Wertung schweizerischer, französischer, italienischer und spanischer Gold- und Silbermünzen. Ein dem Verfasser unterlaufener Irrtum ist zu korrigieren: Wenn das Mandat in seinem ersten Teile zwiefache Wertrelationen gibt (z. B.: «Diser dreyer Sorten Viergrössiger ... ist jedes stuck gewirdiget umb 5 Schilling 4 Pfennig, deren vier stuck thun ein Pfundt, 1 Schilling, 4 Pfennig») so hat die zweite Relation natürlich nichts mit dem Londoner Wechselkurs zu tun, wie Martin vermutet, sondern sie wendet das im ganzen Abendland übliche Zählsystem an mit den Einheiten Pfund, Schilling, Pfennig, die sich verhalten wie 240:12:1; nur gibt die erste Relation den Wert des einzelnen Stückes wieder, während die zweite, aus praktischen Gründen, eine Anzahl von Stücken dieser im Marktverkehr (und für dessen Zwecke wurden die Münzplakate vornehmlich gedruckt) einzeln kaum verwendeten kleinsten Sorten zusammenfaßt und einer ganz oder annähernd runden Zähl-einheit oder Idealmünze gleichsetzt (1 ₣, 1 ₣ 1 β). Charles *Lavanchy* stellt das beschreibende Verzeichnis der durch den Kanton Waadt geprägten Münzen zusammen. Die Prägung begann 1804. Als Kurantmünzen wurden Taler, Halbtaler und Viertelstaler zu 40, 20, 10 Batzen in Silber und Fünf-batzenstücke, Batzen, Halbbatzen, Viertelbatzen (2½ Rp.) und Rappen in Billon geprägt, die Batzen von 1826—1834 größtenteils auf die entsprechenden Stücke der Jahre 1804—1823 überprägt. Frankenstücke wurden 1845 als Preise für das Lausanner Schützenfest von 1846 geprägt; dem gleichen Zweck dienten Nachprägungen von den Taler- und Halbtalerstempeln von 1812 bzw. 1810 und 1811. Der Viertelsfranken von 1830 blieb Probemünze. Die französischen Taler zu 6 Livres von Ludwig XV. und XVI. wurden zum Tarif von 39 Batzen zum Umlauf zugelassen und erhielten einen entsprechenden Gegenstempel.

Zürich.

Felix Burckhardt.

ALBERT BRACKMANN, *Gesammelte Aufsätze*. Zu seinem 70. Geburtstag am 24. Juni 1941 von Freunden, Fachgenossen und Schülern als Festgabe dargebracht. Weimar 1941. 541 S.

Albert Brackmann hat als außerordentlich erfolgreicher Lehrer der mittelalterlichen Geschichte an der Universität Berlin, sodann als Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive und endlich in Erfüllung staatlicher Aufträge, die der Klärung der geistigen und politischen Beziehungen des deutschen Kaiserreichs zum Slaventum galten, nie die notwendige Muße gefunden, um umfangreiche Werke auszuarbeiten. Dafür hat er die Ergebnisse seiner Forschertätigkeit in zahlreichen Aufsätzen und Einzeluntersuchungen niedergelegt. Eine Auslese der wichtigsten unter ihnen ist in der vorliegenden Festgabe vereinigt.

Dem Historiker Brackmann ist die Schweiz für zwei wertvolle Beiträge zur Schweizergeschichte verpflichtet. Zu Karl Meyers in dieser Zeitschrift im Jahre 1924 erschienenem Aufsatz «Der älteste Schweizerbund», der auch in Deutschland Aufsehen erregte, hat Brackmann im Neuen Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde (1926) Stellung genommen; er ist in der Festschrift wieder abgedruckt. Brackmann äußert da vom methodischen Standpunkt aus Bedenken gegen die damals von Karl Meyer entwickelte Hypothese, die er in seiner neuesten Untersuchung selber wieder preisgegeben hat, daß nämlich das älteste, im Bund von 1291 genannte Bündnis mit dem durch die Chroniken erwähnten Geheimbund im Rütli identisch sei.

Sodann verdanken wir Albert Brackmann eine gründliche Untersuchung aller päpstlichen Erlasse bis ans Ende des 12. Jahrhunderts, die für schweizerische geistliche Stiftungen und einige Dynastengeschlechter bestimmt waren, in der vom Verfasser dem Andenken an Gerold Meyer v. Knonau gewidmeten *Helvetia Pontificia* (1927).

Die Mehrzahl der in der Festgabe vereinigten Aufsätze lassen sich um einige der wichtigsten, immer wieder umstrittenen Probleme der mittelalterlichen Geschichte des deutschen Kaiserreichs gruppieren: Verhältnis zwischen Kaiser und Papst, Ursprung und Bedeutung der Universalpolitik der deutschen Kaiser und Wesen und Ziel ihrer gegen das Slaventum gerichteten Politik.

Brackmann ist ein besonders guter Kenner der in den Bereich der slavischen Staaten eingreifenden deutschen Politik. Er setzt sich bei seinen dieses Gebiet beschlagenden Untersuchungen auch mit der ihm gut vertrauten Literatur der slavischen Historiker auseinander. Dabei baut er eine seiner Grundthesen auf: Die kaiserliche Ostpolitik ist nicht, wie so oft gelehrt wird, in erster Linie Expansionspolitik aus machtpolitischen Absichten. Vielmehr hatten es gerade die bedeutendsten Vertreter auf dem deutschen Kaiserthron seit Karl dem Großen bis in die Zeit Friedrichs II. von Hohenstaufen als ihre besondere Aufgabe betrachtet, die Slavenwelt zum christlichen Glauben zu bekehren. Aus dieser Mission leiteten sie ihren Anspruch auf universale Geltung ab. Der Hinweis auf die Erneuerung des

römischen Kaisertums spielte dabei mehr die Rolle eines propagandistischen Mittels. Die tatsächliche Rechtfertigung ihres Anspruchs auf universale Stellung erblickten sie in der Ausbreitung des Christentums und in der Zusammenfassung der bekehrten Völker unter der kaiserlichen Hoheit. «Im ganzen frühern Mittelalter bis 1250 und noch darüber hinaus war der Apostel Petrus für die kaiserlichen Staatsmänner wichtiger als Caesar und Augustus; sie hielten sich trotz des Kaisertitels und vieler antiken Reminiszenzen mehr an die Apostel und die Kirchenväter oder an die Figuren der großen alttestamentlichen und christlichen Herrscher der Vergangenheit als an die Kaiserbilder des Sueton, die ihnen in der veränderten Welt wenig mehr zu sagen hatten.» (S. 139.) Aus dieser Einstellung ergibt sich die weitere Feststellung, daß die Italienpolitik Karls des Großen und der sächsischen Kaiser nicht Selbstzweck war, sondern Mittel zum Zweck der Verwirklichung des großen Gedankens, das Heidentum für die christliche Kirche zu gewinnen.

Diese Betrachtungsweise wirft auch neues Licht auf den Investiturstreit. Er geht in seinem Ursprung auf die Kaiserkrönung des Jahres 800 zurück. Schon hier läßt sich die grundsätzlich andere Einstellung des Papsttums zur kaiserlichen Auffassung erkennen. Leo III. sah im wieder erstandenen Kaiser den Fortsetzer des altrömischen Kaisertums und zwar im Sinne der konstantinischen Schenkung, d. h. Rechtsnachfolger des Imperators war gemäß der angeblichen Schenkung durch den oströmischen Kaiser Konstantin der Papst, während der von ihm gekrönte Kaiser gleichsam sein Lehensmann und Vollstrecker seines Willens in den weltlichen Angelegenheiten war. Andererseits erblickte bereits Karl der Große seine neue Würde als Legitimation für seinen Anspruch, Verteidiger der gesamten christlichen Kirche in Europa zu sein, wobei er und nach ihm die sächsischen Kaiser den Papst als Helfer für die rein kirchlichen Fragen einzuspannen suchten. Indem es aber der Kurie in heißem Kampfe gelang, ihre Auffassung nach und nach zur Geltung zu bringen und das Kaisertum schrittweise aus seiner universalen Stellung zu verdrängen, verlor dieses gleichsam von innen heraus seine Daseinsberechtigung und wurde es durch die Nationalstaaten abgelöst. An dieser Wandlung und nicht an der Italienpolitik ist es zugrunde gegangen oder, besser gesagt, überflüssig geworden. (S. 37 f. und S. 261 ff.)

In einigen der Aufsätze wird diese Gedankenreihe bis zu dem Momente weitergeführt, wo das nunmehr durch Gregor VII. überspitzte theokratische Prinzip in England, Deutschland und Italien eine Reaktion in Form eines publizistischen Kampfes für das Eigenrecht der Staaten auslöst und damit eine allmähliche Wandlung des mittelalterlichen Weltbildes herbeiführt. (S. 399 ff. u. 369 ff.)

Eine weitere Reihe von Aufsätzen hat die kritische Untersuchung und Würdigung wichtiger Quellen des Mittelalters zum Gegenstand. (S. 381—515.)

Alle Arbeiten zeugen von der gründlichen Kenntnis des Verfassers der Quellen und der Litteratur zur mittelalterlichen Geschichte. Sie lassen ferner seine sichere historische Methode erkennen. Der Verfasser geht bei jeder Untersuchung von dem sorgfältig festgestellten Tatbestand aus. Allein dieser dient nur als Mittel, um von sicherer Grundlage aus die großen Zusammenhänge zu erfassen. Mehrfach wendet er sich gegen die Neigung vieler Historiker, den Gang der Ereignisse rein ideengeschichtlich zu motivieren oder ihn aus ihrer spätern Gestaltung, ex eventu, zu erklären. Diese durchaus reale Einstellung schützt den Verfasser gegen jenen andern Fehler, den Wortlaut der Quellen rein aus diesem heraus, ohne Zusammenhang mit den zu Grunde liegenden Ereignissen, zu interpretieren.

Das Studium dieser Aufsätze lohnt sich daher nicht nur, weil sie in klarer und eindringlicher Weise in wichtige Probleme der mittelalterlichen Geschichte einführen, sie sind zugleich ein Führer sorgfältiger und sicherer Forschungsmethode aus der Hand eines bedeutenden Historikers.

Z o l l i k o n.

H a n s N a b h o l z.

PAUL OTTO BESSIRE, *Histoire du Jura bernois et de l'ancien Evêché de Bâle*, chez l'auteur, à Porrentruy, place des Bennelats, 1935, 444 p., in-8 °.

M. P.-O. Bessire n'a pas eu tort de relever dans son *Histoire du Jura Bernois et de l'ancien Evêché de Bâle* qu'«un des traits caractéristiques du Jurassien est sa passion pour l'histoire». Depuis le début du XIX^e siècle, le Jura bernois n'a certes pas manqué d'historiens qualifiés pour sonder ses archives et retracer son passé. Que l'on songe au fameux «Abrégé du ci-devant Evêché de Bâle» du doyen Ch.-Ferd. Morel, aux remarquables études d'Auguste Quiquerez sur les institutions de ce pays, aux indispensables «Monuments» de Trouillat, au «Dictionnaire historique des paroisses de l'ancien Evêché de Bâle» d'Arthur Daucourt, à cette charmante «Histoire du Jura Bernois» de Virgile Rossel ou aux travaux récents de M. Gustave Amweg.

De toutes les études qui ont paru sur la partie française du canton de Berne, M. Bessire a tiré une très remarquable synthèse qu'il a publiée à Porrentruy en 1935. Seules des circonstances totalement indépendantes de notre volonté nous ont empêché jusqu'ici d'en donner un compte rendu détaillé. Le grand mérite de cet auteur est d'avoir su dominer son sujet, de l'avoir traité avec une logique qui n'exclut ni le détail pittoresque, ni la description savoureuse, de donner un tableau clair, ordonné et vivant de l'histoire de son petit pays.

Après avoir passé successivement sous la domination romaine, bourgogne, franque et bourguignonne, la Rauracie fut incorporée en 1032 au Saint Empire. M. Bessire montre l'importance de l'acte de 999 par lequel Rodolphe III donnait à l'évêque de Bâle l'abbaye de Moutier-Grandval avec toutes ses dépendances. «Pendant trois siècles, nous dit-il, tous les efforts



des évêques tendront à souder la ville et la campagne par l'acquisition du bassin moyen et inférieur de la Birse» (p. 37). C'est sous l'épiscopat de Henri de Neuchâtel, en 1270, que l'avouerie de Porrentruy et de l'Ajoie passera dans les mains des évêques de Bâle et c'est sous son successeur, Henri d'Isny, que la frontière de la future Confédération sera atteinte, dessinée et jalonnée par un système de forteresses et de châteaux.

Pour maintenir ses possessions, l'évêque, devenu seigneur féodal, investi de la puissance comtale, doit guerroyer contre ses voisins, tout d'abord contre ceux du Sud, les Bernois, puis contre les Soleurois et les Neuchâtelois, enfin contre la noblesse des environs. Et lorsque déclinera la société féodale et que naîtront les villes, de multiples liens vont se nouer entre Berne, Bâle et Soleure d'une part et les petites communautés jurassiennes d'autre part: Bienne, La Neuveville, Saint-Imier, Moutier, Bellelay, Delémont. Les guerres, et surtout les guerres de Bourgogne, contribueront encore à resserrer les liens qui unissent désormais l'évêque aux confédérés. Déjà, en mars 1474, l'évêque Jean de Venningen avait été compris dans la Basse-Ligue, cette alliance que les confédérés avaient conclue pour dix ans avec les villes de Strasbourg, Colmar, Bâle et Sélestat et les évêques de Strasbourg et de Bâle.

L'Evêché de Bâle ne devait pas échapper aux mouvements religieux du XVI^e siècle. Pénétrant à la fois par le Nord et par le Sud, dans les pays protégés de Bâle et de Berne, la Réforme se répandit peu à peu et gagna non sans opposition presque tout le pays, à l'exception toutefois de Bellelay, des Franches-Montagnes, de l'Ajoie, de Delémont et de Porrentruy, où le prince s'était réfugié en 1527. Il faut louer ici l'objectivité avec laquelle M. Bessire a étudié la Réforme d'abord, l'œuvre de contre-réformation de Christophe Blarer de Wartensee ensuite. Car l'Evêché trouva dans ce Saint-Gallois le plus grand de ses princes-évêques, celui qui, pendant trente-trois ans, d'une main sûre et ferme, se donna pour tâche de restaurer l'Evêché dans sa grandeur passée, d'en extirper la Réforme et d'y rétablir l'unité politique. Cette œuvre de contre-réformation, Christophe Blarer la mènera à chef dans toutes les parties germaniques de son Evêché, mais il devra y renoncer dans les bailliages du Sud, Bienne, La Neuveville, l'Erguel et la prévôté de Moutier-Grandval, et dès lors sera fixée la frontière religieuse qui, de nos jours encore, découpe le Jura bernois. Christophe Blarer fonda un Collège de jésuites à Porrentruy, y établit une imprimerie, restaura et fortifia son château. Mais, il devait encore mériter à un autre titre la reconnaissance et l'admiration de ses sujets: il sollicita et obtint, en 1579, la conclusion d'une alliance avec les sept cantons catholiques. La politique étrangère de l'évêque consistera dès lors à s'unir toujours plus étroitement à la Suisse. Après la guerre de trente ans qui ne devait point épargner l'Evêché, le prince obtint son admission dans le Défensional de Wil, mais malgré toutes ses sollicitations, il ne parviendra jamais à être reçu dans la Confédération en qualité de membre ordinaire.

Le XVIII^e siècle est pour M. Bessire l'occasion de relater avec beaucoup d'intelligence les troubles qui agitèrent l'Evêché pendant près de quatorze années, puis de nous décrire ce que furent les institutions et les mœurs, les sciences, les lettres et les arts sous le régime bienfaisant des princes-évêques. Tout en regrettant que ces souverains n'aient pas toujours associé plus étroitement à leur gouvernement « ce peuple intelligent, laborieux et passionné pour le bien public » (p. 351), l'auteur ne s'écarte jamais de la plus stricte impartialité. Malgré leurs efforts répétés, les princes-évêques ne purent obtenir le renouvellement de l'alliance séparée avec les sept cantons catholiques. Aussi se tournèrent-ils vers la France et conclurent-ils avec Louis XVI un traité d'assistance mutuelle qui allait jusqu'à autoriser chacun des contractants à pénétrer sur leurs territoires respectifs si leurs ennemis venaient à s'y établir.

La situation de l'Evêché de Bâle était alors fort paradoxale, car ce territoire continuait à bénéficier de la neutralité helvétique, bien qu'il ne fût plus lié à la Suisse que par d'anciens traités de combourgeoisie conclus avant la Réforme entre communautés amies. D'ailleurs, sans avoir jamais cessé d'être prince de l'Empire, l'évêque était toujours appelé par les XIII cantons « cher ami et fidèle confédéré », ses gardes du corps étaient en partie recrutés dans les sept cantons catholiques et le régiment qu'il fournissait à la France était un « régiment suisse ». Aussi est-ce fort judicieusement que M. Bessire a pu écrire que « sur tout le territoire de l'Evêché, qu'il fût germanique ou helvétique, protestant ou catholique, le sentiment suisse était profond et vivace dans l'âme du peuple » (p. 231).

On comprend, à la lecture du traité de 1780 avec la France, que l'Evêché ait été une proie facile pour les armées révolutionnaires, qui l'occupèrent sous prétexte d'en chasser les Autrichiens venus secourir le prince Joseph de Roggenbach. Ce dernier se réfugia à Bienne à la fin d'avril 1792 et ses Etats firent, dans l'espace d'un quart de siècle, la triste expérience de six régimes différents: l'indépendance de la République rauracienne, l'annexion à la France en qualité de département du Mont-Terrible, l'incorporation de ce département, le plus petit des 85 départements français, au département du Haut-Rhin (Consulat et Empire), puis, après la chute de Napoléon, le gouvernement du baron d'Andlau et enfin la réunion à Berne décidée par le Traité de Vienne, en compensation de la perte du pays de Vaud et de l'Argovie.

M. Bessire relate les efforts qui furent tentés pour séparer le Jura de Berne et en faire un vingt-troisième canton suisse. « Notre principauté avait derrière elle huit siècles d'autonomie, écrit-il; elle était née à la vie politique alors que la Suisse était encore dans les limbes de l'histoire, et que la ville de Berne n'était même pas fondée. » (p. 309). Il est vrai, peut-on ajouter, qu'une « pente naturelle » poussait une grande partie de l'Evêché vers ses anciens alliés de Berne et de Bâle et qu'en 1815, les Jurassiens

eux-mêmes ne songeaient qu'à restaurer leur petit pays ruiné par les guerres et terriblement las de la domination étrangère.

Cette union étroite du Jura et de Berne survivra aux troubles politiques et religieux du XIX^e et du XX^e siècle, la régénération, le Sonderbund, le Kulturkampf, la guerre mondiale. Xavier Stockmar lui-même, qui, autour des années 1836—39, s'était fait le champion du séparatisme jurassien, renonça à cette idée en songeant que dans un proche avenir l'autonomie des cantons serait peu à peu grignotée par la centralisation et l'unification du pays. Sagement, M. Bessire conclut qu'«aussi longtemps que l'on respectera sa langue, sa religion et ses traditions, le Jurassien restera bon Suisse et bon Bernois» (p. 433).

Son livre a des qualités incontestables: clarté, précision, objectivité, qualités précieuses chez l'historien. L'auteur — il le dit dans sa préface — a cherché à retracer le passé du Jura bernois à la façon de Tacite *sine ira et studio*. Cependant, il nous semble avoir négligé les découvertes les plus récentes en matière de préhistoire et s'être trop exclusivement servi pour ce chapitre des travaux précieux, mais dépassés de Quiquerez. Son ouvrage ne contient ni index, ni bibliographie, lacunes d'autant plus graves que M. Bessire a intentionnellement supprimé toute référence aux ouvrages fondamentaux et conservé seulement des notes explicatives, souvent trop sommaires pour être utilisées, ou des renvois à des études de détail parues le plus souvent — il ne l'indique pas non plus — dans les «Actes de la Société jurassienne d'Emulation». Ce n'est pas «étaler sa science», comme l'auteur l'affirme dans son introduction, que d'indiquer avec précision toutes ses sources, c'est faire preuve de simple esprit scientifique. Ce point relevé, M. Bessire nous permettra encore de redresser quelques erreurs de détail:

P. 20: la Tour Réfous ne date pas des environs de 370, mais seulement du moyen âge.

P. 64: l'auteur affirme que la taille ne se payait pas dans l'Evêché, parce qu'elle n'existait pas dans les pays de l'Empire, alors qu'il donne à la page 195 des détails sur la façon dont elle était fixée par le prince et perçue par ses officiers.

P. 76: la bataille de Malleray eut lieu le 25 décembre 1367 et non en 1368.

P. 163: les armoiries de l'Ajoie ne portent pas une guivre ou vouivre, mais un basilic.

P. 221: la Collégiale de Saint-Imier est de style roman et non gothique.

P. 317: le baron Conrad de Billieux ne fut pas le seul Jurassien à revêtir la charge de grand bailli. Sigismond Moreau avait occupé la même fonction à Delémont de 1821 à 1825 et le lieutenant-baillival Eugène Gagnebin fut nommé grand bailli de Courtelary en décembre 1830.

Mais, ce sont là des points secondaires et nous ne songeons pas à quereller M. Bessire sur de telles erreurs. En revanche, il nous sera permis

de regretter qu'il n'ait pas songé à munir son ouvrage de cartes qui aideraient le lecteur à comprendre l'histoire et la géographie de ce pays qui, pendant près de huit siècles, réussit à conserver son autonomie et à mener une politique indépendante à la fois au sein de l'Empire et de la Confédération suisse.

Genève.

Bernard Gagnebin.

JEAN-LOUIS CLERC, *Perspectives cavalières de Zürich*. Editions de la Baconnière, Neuchâtel, 1941, 191 p. in-8°.

M. J.-L. Clerc, Suisse romand établi à Zürich, a publié un élégant petit livre qui veut être un geste d'amitié et d'intelligence. Sans doute, le public auquel cet ouvrage s'adresse tirera quelque profit de sa lecture: il apprendra comment la grande cité alémanique s'est développée, combien de sagesse et de volonté il a fallu pour soutenir l'effort d'une ville souvent hostile à ses voisins, et quelles sont les composantes actuelles de la vie zurichoise.

Dans cette *Revue*, il convient de parler en historien; nous indiquons donc ici les défauts historiques de ce livre, les péchés contre l'histoire. D'abord les deux premiers chapitres, qui dessinent à grands traits les origines et le Moyen Age, contiennent des jugements rapides, des affirmations gratuites, des déclarations téméraires, bref une vue bien cavalière de l'histoire. Ainsi le tableau du XI siècle (p. 14 et 17) est une caricature, une plaisanterie. Jamais la multitude des clichés de manuel ne remplacera la science. M. Clerc aime à comparer ses héros: Brun, Waldmann, Zwingli, avec Lénine, Hitler, Mussolini (je les mêle): je ne sais trop ce que ces divers personnages penseraient de ce jeu; nous le trouvons dangereux. L'historien n'a pas pour tâche d'écrire des vies parallèles, ni de forcer les comparaisons pour l'amusement des foules. L'historien véritable montre un grand respect pour la matière qu'il touche: avant de porter un jugement et de le publier, il étudie et il se tait.

Dans un dernier chapitre intitulé *Carrefour du monde* et qui concerne le Zürich moderne, M. Clerc, libéré des servitudes de l'histoire, décrit la grande ville, ses diverses populations, ses travaux et ses jeux, ses passions et ses humeurs; tout cela nous a intéressé. Ajoutons que M. Clerc a illustré son livre de la meilleure manière: par des reproductions de documents iconographiques. Ceci est d'un bon historien.

Genève.

Paul Rousset.

KARL SIEGFRIED BADER, *Bauernrecht und Bauernfreiheit im späteren Mittelalter*. Sonderdruck aus dem Historischen Jahrbuch 1941, S. 51—87.

Während sich die wissenschaftliche Forschung und Aussprache bis unmittelbar nach dem letzten Weltkriege vor allem unter der Führung Georg von Belows hauptsächlich um Stadt- und Fürstenstaat und um die Stadtwirtschaft bemühte, haben die folgenden Jahre eine völlige Verschiebung des Interesses gebracht. Die Thesen von Alfons Dopsch setzten nicht nur

bisher allgemein angenommene Anschauungen in Zweifel, sondern sie führten zusammen mit dem neu erwachten Sinn für Volkstum und Siedlungsfragen dazu, daß dem spätmittelalterlichen Landausbau zum ersten Male Aufmerksamkeit geschenkt wurde und er nach und nach weit über das innere Maß hinausgehende Bedeutung erhielt. Der Gegensatz der sich von Österreich sachlich und räumlich immer mehr ausbreitenden neuen Schule zu den Rechtshistorikern brachte es mit sich, daß man deren Anknüpfen an die fränkische Zeit verwarf und im Spätmittelalter einen neuen festen Boden suchte, der dann als Grund für neue wirtschaftliche und rechtliche Ansichten dienen sollte. Ob dem gelungenen Nachweis neuentstandener Bauernfreiheit im Spätmittelalter vergaß man die doch ganz anders geartete Freiheit des frühmittelalterlichen Volksangehörigen, und diese neuen freien Bauern wurden zum Mittel und zur Begründung einer Staatsumwandlung, statt nur Anzeichen ihres Geschehens zu sein.

K. S. Bader hat in mehreren Einzeluntersuchungen in diesem Sinne gearbeitet, und es ist ihm gelungen, sich nach und nach von dieser engen Betrachtungsweise zu lösen und sich zu einem persönlichen Standpunkte durchzuringen. Er hat sich damit in die vorderste Reihe der heutigen deutschen Historiker vorgearbeitet, und die Bedeutung seiner im Historischen Jahrbuch veröffentlichten Zusammenfassung über Bauernrecht und Bauernfreiheit im späteren Mittelalter geht über das Maß eines gewöhnlichen Zeitschriftenaufsatzes hinaus. Im ersten Teile seiner Arbeit, der Frage nach der althergebrachten oder neuerworbenen Freiheit ist er innerlich noch nicht völlig frei. Erst die klare Unterscheidung der alten Freiheit als eines ganz bestimmten rechtlichen Personenstandes und der Freiheit des Spätmittelalters als einer verhältnismäßig großen Selbständigkeit gegenüber der weltlichen Herrschaft ermöglicht ein Übergreifen der Theorien des Frühmittelalters und der Theorien des Spätmittelalters zu verhindern. Eine Aufgabe der Zukunft wird es sein, über die urkundenlosen Jahrhunderte die Brücke zu spannen, die von der alten Freiheit zur neuen hinüberführt. Wie schon ideell zu vermuten ist, muß es hier Bindeglieder geben, und gerade die Verhältnisse im Gebiete der Eidgenossenschaft deuten auch darauf hin.

Weil die Frage der Freiheit der Innerschweizer immer im Vordergrund der Erforschung der Entstehungsgeschichte unseres Landes stehen muß, liegt in diesem übernationalen Forschungsgebiet auch eine Aufgabe für die Schweiz, die sie erfassen sollte. Voraussetzung dazu ist allerdings, daß sich der schweizerische Historiker wieder von der heute beliebten Gestaltungssucht zu einem genauen Studium der Geschichtsquellen hinwendet und sich von verhängnisvollen Theorien lossagt. Es ist doch auffallend, wie die Anschauungen von Waas in ihrem Heimatlande keinerlei Anerkennung finden konnten, dagegen bei uns immer noch weiter wuchern.

Während Bader im ersten Teile seiner Arbeit alle neueren Arbeiten über die bäuerliche Freiheit des Mittelalters streift und in glücklicher Weise eine Verbindung mit der Entwicklung in den Städten herstellt, wendet er

sich im zweiten Teile dem Verhältnis von Herrschaft und Bauer im späteren Mittelalter zu. Mit vollem Rechte betont er, daß es sich dabei nicht um das Verhältnis von Herrschaft und Bauer, sondern von Herrschaft und bauerlicher Genossenschaft oder Gemeinde handelt. Aus der frühmittelalterlichen Welt mit ihrer Gliederung in Freie und Unfreie und der landwirtschaftlichen Betätigung aller Schichten des Volkes ist durch eine völlige Umwandlung der sozialen und rechtlichen Verhältnisse die spätmittelalterliche Kultur entstanden, in der die Überreste der früheren Zeit, wie die Leibeigenschaft, die Frondienste und die Naturalabgaben, eine immer kleinere Rolle spielen. Die staatliche Entwicklung und die Veränderung der Wirtschaft haben sich gegenseitig in der Entwertung der alten Bindungen unterstützt, und am Ende des Mittelalters sind die Reste der frühmittelalterlichen Welt bereits so unverständlich geworden, daß die Bauernschaft mehr aus geistigen als aus materiellen Gründen dagegen aufstand. Entscheidend ist bei dieser ganzen Abfolge von Umgestaltungen und Umwandlungen die Veränderung des staatlichen Gefüges, sowohl die Bildung der territorialen Herrschaften wie der räumlich geschlossenen Dorfgenossenschaften, und ein Anzeichen der oft fast stürmisch verlaufenen Entwicklung sind die Landfrieden, die Landfriedensbündnisse und die Einungen.

F r a u e n f e l d.

B r u n o M e y e r.

KÖLNER PAUL, *Basler Zunft herrlichkeit*. Ein Bilderbuch der Zünfte und Gesellschaften. Verlag Birkhäuser, Basel 1942, 240 Seiten.

Es gehört zu den Aufgaben der Zünfte, nicht nur festliche Gelage zu veranstalten, sondern ihren Mitgliedern auch geistige Kost zu vermitteln. Ein naheliegendes Thema bildet immer wieder die eigene Zunfttradition. Es ist jedoch eine Ermessensfrage, in welcher Form und in welcher Dosis die geschichtliche Bedeutung der Zünfte dem Leser nahegebracht werden soll. Es verdient daher besondere Bedeutung, daß Paul Kölner teilweise neue Wege beschreitet.

Als Verfasser einer Reihe grundlegender Zunftgeschichten hat Kölner reiche methodische Erfahrungen sammeln können. Bei einer Gesamtdarstellung über die Basler Zünfte mußte sich erst recht der Gedanke aufdrängen, nur diejenigen Kenntnisse mitzuteilen, die zum Verständnis unbedingt notwendig sind. Die Devise: Non multa, sed multum, kommt denn auch in den 13 klar herausgearbeiteten Kapiteln zu prägnanter Durchführung.

Die knappe Textgestaltung hat auf diese Weise Raum und Kräfte freigemacht für eine bildliche Ausstattung, die man bei 217 Abbildungen auf 240 Druckseiten nicht anders als außergewöhnlich bezeichnen muß. Die Kapitel: Werkende und werbende Hand; Feste und Feiern; Speise, Trank und Tischgerät hätten sich mit der Wiedergabe der aus Zunft Häusern, Archiven und Museen zusammengetragenen Schätzen kein sinnigeres Spiegelbild wünschen können. Die verschiedenen Darstellungen aus dem Leben und Treiben der Basler Zünfte hinwiederum, wie sie auf Handwerksladen, Zunft-

scheiben, Meisterkronen, Pokalen und Bechern, ganz besonders aber auf den silbergetriebenen Wappenbuchdecken zum Ausdruck gelangen, legen beredtes Zeugnis ab vom Kunstsinn des Basler Handwerks.

Vielleicht wird diese glückliche Verbindung von Text und Bilderschmuck auch andere Zunftstädte veranlassen, einem nähern und weitem Kreis ähnlich wertvolle Einblicke in die kulturelle Seite ihrer Zunftgeschichte zu gewähren.

W a l i s e l l e n .

W e r n e r S c h n y d e r .

MAX WERDER, *Die Gerichtsverfassung des aargauischen Eigenamtes bis zum Jahre 1798*. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1942. 173 S.

Diese tüchtige und fleißige Zürcher Dissertation folgt, vielleicht unbewußt, dem Rat, den Hans Fehr der rechtsgeschichtlichen Forschung unserer Zeit gegeben hat (Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 58, 1938, S. 507 f.): «Es ist die große künftige Aufgabe der Rechtsgeschichte, die Rechtswirklichkeit besser zu beleuchten».

Eigenamt hieß das Dreieck zwischen Aare und Reuß bis zu ihrem Zusammenfluß, im Süden begrenzt durch eine gebrochene Linie, die südlich von Birrhart beginnt und über Schloß Brunegg nach Birrenlauf geht; in der nördlichen Spitze des Dreieckes liegt Windisch. Werder stellt nun nicht nur dar, was sich für sein Untersuchungsgebiet aus allgemein verbindlichen Erlassen und Aufzeichnungen objektiven Rechts ergibt, sondern zieht, soweit dafür urkundliche Nachrichten erreichbar waren, auch weitgehend Gerichtsprotokolle und Urteile zu. Wo er in dem auf sein Gebiet bezüglichen Stoff keine sichere Nachricht fand, begnügt er sich mit einem vorsichtigen «non liquet»; dies auch da, wo vielleicht aus Rechtsquellen der Nachbarschaft Schlüsse zulässig gewesen oder doch nahe gelegen wären. Um so verlässlicher erscheint deshalb, was Werder als Ergebnis seiner Forschung zu bieten vermag. Nach einer kurzen Einleitung (Zeit vor Begründung der habsburgischen Herrschaft) behandelt Werder in einem 1. Teil die Zeit der habsburgischen Herrschaft, bis 1415, in einem 2. Teil die Zeit der bernischen Herrschaft (1415—1798). Da kurz vor der bernischen Herrschaft das Eigenamt an das Kloster Königsfelden gekommen war (1411), so zeigt dieser zweite Teil zuerst die Doppelherrschaft Berns und des Klosters über das Eigenamt und sodann, für die Zeit seit der Reformation, die Alleinherrschaft Berns. Für die allgemeine Geschichte interessiert aus dem ersten Teil namentlich die Darstellung, wie aus dem ursprünglich freien alemannischen Siedlungsgebiet im Lauf der Zeit die habsburgische Grundherrschaft entstand und wie mit dem Erwerb der Landgrafschaft durch die Habsburger alle Bewohner des Eigenamtes, auch die Nachkommen freier Bauern, der Gerichtsbarkeit der Herrschaft unterworfen wurden. Im zweiten Teil verdient besondere Beachtung der Beweis, daß Bern 1415 lediglich in die Rechte Österreichs eintrat und das Kloster Königsfelden vorderhand in

seiner autonomen Stellung ließ. Aber auch im übrigen gibt die Arbeit mehr, als der Titel verspricht.

Die Vorbehalte, die in Einzelpunkten zu machen sind, ändern an dem Wert der Arbeit nichts. Es wäre z. B. mit Erfolg die Schrift Theodor Mayers über Entstehung und Bedeutung der älteren deutschen Landgrafschaften (Zeitschrift der Savigny-Stiftung 58, 1938, S. 138 ff.) beizuziehen gewesen, wonach ein Zusammenhang der Landgrafschaften mit den frühern Gaugrafschaften nicht anzunehmen ist. Die Stelle des habsburgischen Urbars, wonach die Herrschaft im Dorf Habsburg «da ze richtenne twing und ban» habe, scheint mir nicht erst durch unsern heutigen Verfasser falsch verstanden worden zu sein, sondern auch durch Stutz und Bader. Bader hat richtig darauf hingewiesen, daß die Herrschaft niemals über Twing und Bann richte; das behauptet das habsburgische Urbar aber auch gar nicht. Richtig gelesen, dürfte die Stelle einfach bedeuten: die Herrschaft habe Twing und Bann, d. h. die Zwangs- und die Befehlsgewalt, um richten zu können, d. h. um überhaupt ihre Richtertätigkeit ausüben zu können.

Bern.

Hermann Rennefahrt.

Die Schweizer Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts. Einleitung von

WALTER MUSCHG. Bilderläuterungen von E. A. GESSLER. 160 einfarbige und 16 achtfarbige Bildtafeln. Zürich 1941. Atlantis Verlag.

Vor fast einem halben Jahrhundert hat Prof. Josef Zemp in seiner viel benützten und bekannt gebliebenen Schrift über die «Schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architekturdarstellung» (1897) zum ersten Mal die Bilder der zahlreichen Chroniken des ausgehenden 15. und 16. Jahrhunderts im Zusammenhang gewürdigt. Seither haben die illustrierten Schweizer Chroniken immer mehr Aufmerksamkeit gefunden, und ihre Bilder sind als lebenswahre Zeugnisse der Glanzzeit der Eidgenossenschaft nach allen Richtungen ausgewertet worden. Eine ganze Reihe der bekanntesten Chroniken haben in den letzten Jahren gestützt auf die großen Fortschritte der Drucktechnik eine vollendete Wiedergabe gefunden. Die farbenreichen und umfangreichen Bände der alten Schweizer Chroniken haben so eine ganz ungeahnte Verbreitung gefunden. Immerhin wenden sich diese kostspieligen Prachtwerke in erster Linie an die Bibliotheken, sowie an entsprechend gestellte Einzelpersonen und sind so weiteren Kreisen nur mittelbar zugänglich. Dafür schafft nun die Chronikausgabe des Atlantisverlags einen vollwertigen Ersatz, indem sie eine technisch mustergültige, reichhaltige Übersicht über die gesamten Schweizer Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts in einem handlichen Bande und zu dem immerhin erschwinglichen Preis von 34 Franken vorlegt.

Die Ausgabe bringt allerdings nur eine Auswahl der Bilder aus den verschiedenen Chroniken, aber diese Auswahl ist so reichhaltig, daß sie ein gutes und vielseitiges Gesamtbild der Chronikillustration in der Schweiz zu geben vermag. Wenn natürlich die großen Ausgaben der einzelnen Chro-

niken, die ja auch den Text bringen, selbstverständlich für eine eingehendere Beschäftigung mit diesen Chroniken immer herangezogen werden müssen, so wird doch der gesamte Stoff durch eine solche Zusammenfassung für die breiten Kreise erst wirklich erschlossen. Vor allem der Geschichtsunterricht wird von dieser Gesamtschau reichen Nutzen ziehen können.

Sachlich bringt nun die Atlantisausgabe noch einen großen Fortschritt, indem sie nicht nur die bereits in großen Ausgaben zugänglichen Chroniken wie Tschachtlan, den Spiezer und den Luzerner Schilling, sowie den vor der Veröffentlichung stehenden dreibändigen Berner Schilling berücksichtigt, sondern auch die Zürcher Schilling-Handschrift, die Chronik von Edlibach, die beiden Bände von Schodeler, die Chronik von Silberisen und schließlich die Wick'schen Sammlungen in Zürich heranzieht. Sie erschließt damit ein reiches, bisher kaum zugängliches Material.

Die farbigen und schwarzen Tafeln sind ausgezeichnet gelungen und vermögen in ihrer Gesamtheit einen tiefen Einblick in alle Seiten des eidgenössischen Lebens um 1500 zu geben. Die knappen Bilderläuterungen von E. A. Gessler genügen zum Verständnis der Bilder vollständig.

A r a u.

H e k t o r A m m a n n.

WILHELM HEINRICH RUOFF, *Die Zürcher Räte als Strafgericht und ihr Verfahren bei Freveln im 15. und 16. Jahrhundert*. Zürich, Buchdruckerei Berichthaus 1941. 179 S.

Diese Zürcher Dissertation, welche mit Hilfe der Moser-Nef-Stiftung für rechtsgeschichtliche Forschung gedruckt worden ist, weist alle Vorzüge einer fleißigen, zum größten Teil unmittelbar aus den Quellen geschöpften Arbeit auf. Soviel der Referent nachprüfen kann, ist sie sachlich durchwegs zuverlässig. Die Beschränkung des Themas, welche der Titel andeutet, hindert den Verfasser mit Recht nicht, die selbst gesetzten Schranken zeitlich, örtlich und sachlich zu überschreiten, wo dadurch die Bedeutung einer rechtlichen Erscheinung erklärt werden kann. Die sachlichen Ergebnisse der Arbeit wären gelegentlich durch andere begriffliche Formulierungen klarer geworden. Dies ist namentlich zu bemerken zu S. 18, wo der Verfasser die Ratsgerichtsbarkeit als neues «Friedensrecht» bezeichnet, das seit dem 13. Jahrhundert neben das «weiterhin bestehende Landrecht» getreten wäre. Es dürfte wohl richtiger sein, auch in Zürich zu unterscheiden zwischen dem alten Stadtrecht (das auch schon Friedensrecht war, wurde doch der Stadtfrieden durch höhere Bußenandrohungen verteidigt, als das Landrecht sie vorsah) und dem neuen bürgerlichen Einungsrecht, das ursprünglich von den einzelnen Bürgern beschworen werden mußte, um für sie gültig zu sein. (Vgl. für Luzern A. Ph. von Segesser, *Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern*, I, 90 ff. und für Bern Rennelfahrt, *Grundzüge der bernischen Rechtsgeschichte*, II, 93 ff.). Man stellt also richtiger gegenüber das anfängliche stadtherrliche Recht von dem neuern bürgerlich-genossenschaftlichen, das zu dem

stadtherrlichen hinzutrat, um die durch die Geldentwertung zu unbedeutend gewordenen altherkömmlichen fixen Bußansätze zu ergänzen und dadurch (wie der Verfasser richtig erkannt hat) den Stadtfrieden stärker zu sichern. Auf S. 70 verwendet denn auch der Verfasser die zutreffende Bezeichnung «Einungsstrafrecht».

Gelegentlich hätte man mit Gewinn die Rechtszustände außerhalb Zürichs beiziehen können, so z. B. zur Erläuterung des Instituts der Beiständer (S. 111 und 122), des Ehrverlustes infolge Zahlungsunfähigkeit (S. 90, mit 117), der Gefangenschaft als Zwangsmittel (S. 84). Doch wird der Verfasser diesen Bemerkungen gegenüber mit Recht einwenden, es sei ihm nicht um eine vollständige theoretische Untersuchung gegangen, sondern in erster Linie um die «Darstellung der Tatsachen»; es ist zu hoffen, daß er die allgemeineren Erkenntnisse, die sich auf die dargestellten Tatsachen gründen lassen, in einer weiteren Publikation niederlegt; namentlich wäre es verdienstlich, wenn einmal der Einfluß des römisch-kanonischen Rechts auf das alte zürcherische Recht im besondern und auf das Recht in den eidgenössischen Orten im allgemeinen gründlich untersucht würde; nach Beobachtungen, die der Referent im bernischen Rechtsgebiet gemacht hat, war dieser Einfluß, wie Ruoff wohl richtig bemerkt, «größer, als man ahnen möchte».

Bern.

Hermann Rennefahrt.

DIETHELM FRETZ: *Die Frühbeziehungen zwischen Zürich und Bergamo 1568—1618*. Wirtschaftsgeschichtliche Skizzen. 111 S. Zürich 1940.

Die Geschichte des schweizerischen Außenhandels in der nachmittelalterlichen Zeit vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ist verhältnismäßig wenig durchforscht. Und doch haben wir es hier mit der Zeit der Entstehung der eigentlichen schweizerischen Ausfuhrindustrie zu tun, einer Zeit also, in der der eigene Außenhandel immer wichtiger wurde. Die Schweiz wandelte sich im Schutze ihrer neutralen Lage und im Genuß eines ziemlich ungestörten Friedens mitten in dem ständig von langen Kriegen erschütterten Europa allmählich in einen wohlhabenden Industriestaat um, wenn auch durch diese Industrie vorläufig nur einzelne Teile des Landes erfaßt wurden. Der Absatz dieser Industrie erfolgte in immer weitere Fernen und ließ das Netz des schweizerischen Außenhandels stets umfassender werden. Von ihm kennen wir noch am besten den schweizerischen Handel mit Frankreich, vor allem so weit er von der ostschweizerischen Leinenindustrie getragen wurde. Ziemlich unbekannt sind die engen Verbindungen mit den großen deutschen Meßplätzen Frankfurt a. M. und Leipzig. Und ähnlich steht es mit den auch sehr ansehnlichen Handelsverbindungen mit Italien.

Ein Beleg dafür ist das vorliegende kleine Buch von Diethelm Fretz, der damit eigentliches Neuland erschließt. Und doch handelt es sich bei den Beziehungen der Schweiz und vor allem Zürichs mit Bergamo um ein Stück

schweizerischer Betätigung im Ausland, das sich bis in die Gegenwart hinein ununterbrochen fortgesetzt hat und für unser Land wie für diesen Teil Oberitaliens eine sehr erhebliche Bedeutung besessen hat. Es ist deshalb besonders verdienstlich, daß einmal darauf die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Hoch interessant ist auch, was Fretz im einzelnen zu berichten weiß. Die enge Verflechtung politischer und wirtschaftlicher Interessen tritt dabei deutlich zu Tage.

Die vorliegende Arbeit umfaßt erst die Anfänge der Beziehungen Zürichs mit Bergamo von der Mitte des 16. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Fretz weist auch in seinem Vorwort darauf hin, daß er damit nur einen Probeabschnitt aus seinen Studien vorlegen wolle. Es ist dringend zu wünschen, daß er die begonnene Arbeit seinem Versprechen gemäß weiter führen kann und daß diesem ebenso inhaltreichen wie sauber gearbeiteten und hübsch ausgestatteten Bändchen noch gewichtigere Ergebnisse seiner Forschungen folgen können.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

BERNARD GAGNEBIN, *Cromwell, protecteur d'Angleterre*, préface de M. Edmond Rossier, Editions Labor, Genève, 1941, 1 vol., 184 p., in-8°, 32 illustrations hors texte et une carte.

L'historiographie cromwelienne de langue française vient de s'enrichir d'un petit ouvrage dense et pénétrant. Il ne s'agit pas d'une biographie du protecteur, ni d'une étude sur sa politique intérieure ou étrangère. M. B. Gagnebin a préféré poser le problème de la personnalité de Cromwell, en recherchant les mobiles intimes de ses actes et en donnant du protecteur une image affranchie de tout parti-pris politique ou confessionnel. Car les nombreux portraits que les historiens anciens et modernes ont tracé du grand Anglais diffèrent selon les tendances des auteurs. L'âme complexe, contradictoire, paradoxale de Cromwell était plus que tout autre exposée à être appréciée et jugée de façon contradictoire. Les royalistes ont condamné le protecteur comme régicide et usurpateur; les catholiques se sont attaqués au puritain; les libéraux ont blâmé son despotisme et les protestants eux-mêmes ont fait des réserves sur la pureté de ses sentiments religieux.

Le travail du jeune historien genevois constitue une remarquable mise au point de la question d'après les conclusions auxquelles est arrivée la science historique anglaise. M. Gagnebin a pu aisément négliger l'apport — minime — de l'historiographie française; par souci de brièveté et d'unité sans doute, il n'a pas fait état des travaux que l'historiographie allemande a consacrés à Cromwell, de Ranke à Hermann Oncken (*Cromwell*, Berlin, 1935). Disons, entre parenthèses, que les historiens allemands du 19^e et du 20^e siècles ont, en général, porté des jugements sagaces sur le protecteur et son oeuvre. Une connaissance approfondie de l'historiographie anglaise de ces cent dernières années a permis à l'auteur de s'appuyer sur les travaux d'historiens et d'érudits tels que Th. Carlyle, Gardiner et Firth.

L'ouvrage de M. Gagnebin se rattache, de la sorte, à ce que l'on pourrait appeler la tradition de la réhabilitation de Cromwell, tradition dont Carlyle se fit, en 1845, le promoteur en restituant à l'histoire, par la publication des *Lettres et discours*, la vraie figure du Protecteur. Parmi les récentes biographies parues en anglais sur son héros, M. Gagnebin a choisi comme guide celle de John Buchan (*Oliver Cromwell*, Londres, 1934) qui est l'étude la plus fouillée de l'être intime du grand Anglais.

Car il s'agit principalement ici d'un problème d'ordre psychologique : celui de la sincérité de Cromwell. Comment le protecteur a-t-il réalisé l'accord entre son idéal puritain, sa foi chrétienne — qui était ardente — et ses actes, sa politique, toute conforme, celle-là, au principe de la raison d'Etat ? Telle est la question à laquelle M. Gagnebin apporte une réponse nuancée et prudente.

Il montre comment la vie du protecteur fut déterminée par les événements bien plus qu'il ne les suscita ou qu'il ne fit dévier volontairement le cours des choses. Cromwell fut constamment poussé à prendre des décisions extrêmes, contraint par les circonstances, à contre cœur, sans avoir prévu qu'il en arriverait là. Il chercha, en effet, durant tout le cours de la révolution, à concilier le Parlement et le Roi, à éviter le pire. Il n'avait pas pris les armes pour renverser la monarchie, mais pour amener le monarque à tenir compte de la volonté de la nation. Après ses victoires militaires, Cromwell fut entraîné par les forces que son action avait libérées. Il prit peur à plusieurs moments et fut accusé alors de tiédeur, de trahison même, par les extrémistes. Nullement responsable de l'acte de violence que fut la Purge de Pride, Cromwell se vit contraint, par la duplicité de Charles 1^{er}, à faire condamner le roi à mort. Les mots de «cruelle nécessité», que le nouveau maître de l'Angleterre aurait prononcés alors, révèlent un débat intérieur et une douloureuse résignation.

Le protecteur était conscient et il souffrait de ce conflit entre ses aspirations intimes et la politique qu'il était obligé de faire. « J'aurais préféré vivre dans un bois et faire paître un troupeau de moutons plutôt que d'assumer la charge de Protecteur », assura-t-il à la fin de sa vie. Cromwell ne fut certes pas un ambitieux ni un aventurier politique. Son refus d'accepter la couronne royale en est la preuve. Un trait significatif du caractère de Cromwell est son hésitation, ses scrupules avant l'action et l'impitoyable fermeté de celle-ci dès que la décision d'agir avait été prise. Cette impétuosité lui fit commettre des excès et le fit souvent dépasser son but qui était toujours modéré. Ce fait explique le caractère improvisé, inachevé de son oeuvre : il ne réussit pas à transformer sa dictature personnelle en une forme constitutionnelle durable. Pendant les cinq ans que dura le Protectorat, Cromwell n'essaya pas moins de quatre systèmes de gouvernement dont aucun ne le satisfaisait et ne correspondait aux possibilités de l'heure. Aussi peut-on dire que si la république a préparé l'avenir anglais en orientant le pays dans le sens de sa vocation maritime et coloniale, la république crom-

welienne a été, au point de la politique intérieure, un épisode, un régime d'exception. L'homme disparu, l'œuvre s'effondra. Sous le gouvernement de son fils, Richard, homme faible, la constitution artificielle disparut, le Parlement brimé par le Protecteur prit sa revanche, l'armée unifiée par Cromwell se divisa et la situation s'embrouilla à tel point que le retour au dernier pouvoir légitime, au *Parlement croupion* qui avait condamné le Stuart, s'imposa comme la seule solution qui pût sauver l'Angleterre de l'anarchie. C'est ainsi que fut renoué le lien avec le passé et que fut rendue possible la restauration de la royauté. La république de Cromwell, suscitée par l'impéritie du gouvernement de Charles Ier, fut incapable de donner à l'Angleterre un régime stable. La réaction anti-puritaine des deux derniers Stuarts, avec leurs excès en sens contraire et leurs erreurs politiques, rendront possible l'avènement de la monarchie parlementaire de Guillaume III, en 1689, régime qui correspondait à l'idéal que, une quarantaine d'années auparavant, Cromwell n'avait pu réaliser.

Lausanne.

Sven Stelling-Michaud.

EUGÈNE OLIVIER, *Médecine et santé dans le Pays de Vaud au XVIII^e siècle (1675—1798)*. — Lausanne, La Concorde, 1939; 2 vol. gr. in-8°, XX-1349 p., pl., facs., graphique.

Depuis que la science historique a étendu le champ de ses travaux à l'examen patient des innombrables activités anonymes qui constituent la trame d'une époque, la culture générale acquise dans une Faculté des Lettres ne constitue plus un équipement suffisant pour un historien. Souvent, le besoin de compétences spéciales se fait durement sentir. Il est rare, pourtant, qu'un ingénieur ou un avocat se voue à l'exploration systématique du passé de sa profession; la vie pratique suffit à l'absorber entièrement. Mains travaux, cependant, ont été consacrés, ces dernières décades entre autres, à l'histoire du droit par des juristes universitaires et à l'histoire militaire par des officiers d'état-major affectés à des services d'archives.

Seul, l'art de la médecine ne lâche pas volontiers ceux qui s'y sont adonnés, et nous devons une reconnaissance particulière à M. le Dr. E. Olivier d'avoir consacré plus de quinze ans à fouiller le passé médical de son canton. De ses patientes recherches, il a tiré deux gros volumes in-8°, qui font un ensemble imposant de 1350 pages, remarquable par sa tenue typographique.

Ce grand effort s'est concentré sur le seul XVIII^e siècle. Cette période, au point de vue médical, revêt une importance particulière. Elle vit l'État bernois réglementer peu à peu l'exercice de la profession médicale et lutter résolument, dès 1787, contre l'anarchie à la faveur de laquelle foisonnaient, en Pays de Vaud, meiges et guérisseurs, les uns bien intentionnés, les autres fripons, tous inutiles ou dangereux. Cette période vit aussi chez nous les premiers indices annonciateurs de la transformation prochaine, hâtée par l'action du grand Haller, de cet amas de théories fantaisistes et de recettes

empiriques ou magiques qui avaient constitué le bagage des médecins depuis les temps d'Esculape et de Pline, en un art moderne basé sur l'observation et le contrôle.

L'auteur, pourtant, ne s'est pas proposé de refaire l'histoire des doctrines médicales du XVIII^e siècle. Il le dit expressément. L'idée d'une évolution ne constitue à ses yeux qu'un mince fil conducteur destiné à guider les pas de ses lecteurs dans la luxuriance des biographies, des portraits, des descriptions, des anecdotes et des citations. Ses connaissances professionnelles lui permettent, il est vrai, de tirer le meilleur parti de ses documents pour dresser, par exemple, un tableau à la fois précis et complet des pharmacopées d'apothicaires et des troussees de chirurgiens; ou encore une description aussi détaillée que possible des maladies épidémiques et endémiques qui sévirent en Pays de Vaud de 1667 à 1801. Les notes sur la démographie vaudoise au XVIII^e siècle, qu'il a ajoutées à son ouvrage sous forme d'appendice, sont un modèle de solidité et de prudence. Cependant, c'est avant tout l'aspect humain des innombrables personnages rencontrés qui éveille son intérêt ou sa sympathie. Citons au hasard les pages qu'il a consacrées au médecin lausannois Jacob Constant, « noble, docte et savant » (1645—1732), au Morgien Auguste Huc-Mazelet, étudiant à Montpellier de 1784 à 1787, à l'apothicaire et publiciste mondain Jean Lanteires, de Lausanne (1756—1797), à l'apothicaire lausannois Guillaume-Otto Struve (1718—1791) ou au médecin réfugié, fixé à Morges, Jean Viridet († 1736). Les chapitres traitant des rapports entre la sorcellerie et la médecine ou des multiples aspects de l'hygiène privée, allient à l'utilisation exacte de sources fort diverses le charme d'une présentation à la fois pleine de saveur et d'urbanité: ceux-là, surtout, plairont au public de profanes.

Nous sommes hors d'état de donner ici une analyse satisfaisante d'un ouvrage où l'impression d'ensemble ne se précise que peu à peu, par l'accumulation même des détails. Nous n'en pouvons donner qu'un très bref aperçu.

Dans une première partie, l'auteur étudie le fonctionnement du Conseil de Santé de Berne depuis son institution, en 1679, jusqu'à la réglementation définitive de la profession médicale, en 1787: activité modeste, en dépit du labeur acharné du grand Haller. Sur ses indications, le Gouvernement, dont l'inertie ne faisait que refléter l'indifférence populaire, rafraîchissait ou renforçait de temps en temps un ancien mandat interdisant meiges et charlatans ambulants. Mais la pénurie des moyens de contrôle enlevait toute efficacité à son action. Dès 1787, pourtant, l'intervention du Collège de médecine de Lausanne, nouvellement créé, assainit peu à peu ce qu'on put dès lors nommer le « corps médical » vaudois.

Jusqu'à cette date, les communes s'étaient contentées d'imposer — sauf maintes exceptions — une distinction officielle entre médecins, chirurgiens et apothicaires. La formation professionnelle de ces divers praticiens était très inégale. Comme il n'y avait aucune académie de médecine dans le pays

— LL. EE. se refusèrent toujours à en fonder une —, ils allaient suivre les cours d'universités étrangères, surtout françaises et hollandaises, ou ceux de l'université de Bâle; ils y prenaient parfois le grade de docteur. Souvent aussi, ils se contentaient d'un simple apprentissage chez un praticien établi dans le pays.

Après avoir brossé un tableau fort complet et fort pittoresque des professions de médecins, de chirurgiens, d'apothicaires et de sages-femmes, gens du pays et gens du Refuge, l'auteur étudie ensuite par le menu le fonctionnement du service de santé militaire: celui-ci était généralement caractérisé par l'insuffisance de son personnel, sauf à la bataille de Villmergen, au cours de laquelle chirurgiens bernois et vaudois se signalèrent par leurs remarquables qualités morales et professionnelles. Deux chapitres enfin, pleins de détails inédits sur les femmes médecins et les irréguliers ambulants, terminent cette deuxième partie consacrée aux personnes.

Une troisième partie est intitulée «La plume et la presse au service de la médecine». On y constate que la Bibliothèque académique de Lausanne était fort pauvre en livres de médecine au XVIII^e siècle; que les bibliothèques privées des médecins révélaient leur niveau de culture, plus immédiatement utilitaire et plus fruste chez les praticiens indigènes, plus polie et plus riche d'humanités chez ceux du Refuge, si généreusement accueillis par le gouvernement bernois et ses sujets du Pays de Vaud. Publications et manuscrits — assez pauvres si l'on excepte le *Conservateur de la Santé*, du capitaine Daniel Vullyamoz, et *l'Avis au Peuple*, de Tissot —, Almanachs populaires et littérature de réclame sont ensuite analysés tour à tour avec érudition et humour.

On ne saurait imaginer à quel point, dans les milieux citadins presque autant que parmi les paysans des villages, l'existence quotidienne baignait dans une atmosphère de merveilleux et de superstition. Les maux du corps et de l'âme, on en était persuadé, tenaient par mille liens invisibles au monde des esprits et des ombres. Le patois est riche en expression désignant diverses opérations d'exorcisme, et la médecine populaire, dérivée en ligne directe des recettes médiévales d'Albert le Grand et des pratiques romaines du Bas-Empire, ne différait pas essentiellement de la médecine savante restée très conservatrice depuis les spéculations de Paracelse et d'Esculape. Les chapitres de cette troisième partie qui traitent des superstitions touchant à la santé et à la médecine, sont pleins de renseignements inédits du plus vif intérêt.

L'hygiène privée était déplorable, surtout dans les campagnes. Le magnifique bailli d'Oron lui-même, par exemple, vivait dans les mauvaises odeurs et les punaises. La vermine de tête et de corps, que l'on tenait pour un produit naturel des humeurs, n'épargnait pas les dames de la meilleure société, et le Dr. Olivier cite à ce propos de fort pittoresques exemples. Quant aux paysans, lits infects, habitations mal orientées, mal aérées et surchauffées les exposaient sans défense aux épidémies meurtrières, qui

fauchaient jusqu'à 60 % de la population des villages. Pourtant, la simplicité d'une alimentation souvent grossière (que l'auteur décrit par le menu) et la pauvreté de leurs vêtements leur donnaient une résistance étonnante aux intempéries: le doyen Bridel constatait en 1840 que les Vaudois de ce temps avaient bien dégénéré depuis celui de son enfance. Cependant un régime alimentaire trop copieux et l'absence de sports ne nuisaient guère, semble-t-il, à la longévité des classes riches: l'étude de la démographie vaudoise au XVIII^e siècle montre que LL.EE. vivaient plus longtemps que leurs sujets. «Le pouvoir, remarque avec malice le Dr. Olivier, ne les usait point, au contraire.»

La surveillance de l'hygiène publique incombait en partie aux communes et en partie au gouvernement central. L'urbanisme, très primitif au début du siècle, s'améliore peu à peu. Les progrès qu'il fit à Lausanne sont fort amusants à suivre ... De son côté, l'Etat se réservait de coordonner les mesures de surveillance générale et de mise à ban en cas d'épidémies graves. Draconiennes lors de la peste de Marseille (1720—1723) et de la peste qui sévit en Europe orientale de 1738 à 1743, les précautions qu'il décrète s'atténuent peu à peu sous l'influence de Haller. Cependant, durant tout le XVIII^e siècle, la Suisse fut épargnée par le fléau grâce à son éloignement des ports de mer et à l'état de paix où elle vécut. Les progrès de l'hygiène aidant, toutes les épidémies perdent d'ailleurs leur virulence dès 1760 environ et le niveau de la mortalité vaudoise se stabilisera jusqu'aux alentours de 1900, c'est à dire jusqu'à l'époque des découvertes pastoriennes.

Dans cette quatrième partie, l'auteur nous donne encore des renseignements divers sur l'intervention de l'Etat dans d'autres domaines de l'hygiène publique: alcoolisme, usage du tabac, paillardise, mariage des pauvres et des infirmes, etc.

Dans une cinquième partie, il passe ensuite à l'étude, qui intéressera spécialement les médecins, des diverses maladies, endémiques ou épidémiques, signalées par la correspondance des praticiens, les archives des communes et surtout celles du Conseil de Santé de Berne. Il exprime des constatations intéressantes sur les variations de leur virulence, l'importance qu'on leur attribuait, les soins qu'elles appelaient.

Une sixième partie, enfin, très considérable, expose comment les bourgeois entreprirent en 1765, sous l'impulsion soudaine du gouvernement, de se munir d'instruments nouveaux pour le sauvetage des noyés. L'auteur y décrit ensuite les conditions dans lesquelles elles accordaient leurs secours aux malades pauvres. Il consacre encore un chapitre à l'histoire des hôpitaux de ville, particulièrement celui de Lausanne, resté jusqu'en 1798 simple asile pour les pauvres, malgré l'intervention tardive, mais intéressante, du gouvernement bernois, désireux de le voir transformer en un hôpital au sens moderne du mot.

L'ouvrage proprement dit est clos par une description des bains artificiels, «badstoubes» communaux, en voie de disparition au XVIII^e siècle, et

par une ample revue des eaux minérales et sources guérisseuses vaudoises et étrangères, que fréquentaient aussi bien les simples gens assistés de leur commune que les malades des milieux aristocratiques.

De grands appendices complètent et ordonnent les innombrables renseignements fournis par le texte lui-même: ce sont diverses listes alphabétiques ou chronologiques des praticiens de 1675 à 1800, d'universités étrangères fréquentées par les étudiants, et un grand inventaire critique des épidémies qui sévirent au XVIII^e siècle dans le Pays de Vaud. A ces listes s'ajoutent les notes déjà mentionnées sur la démographie vaudoise, quelques extraits du règlement sur la régie de la maison de charité de Vevey et des illustrations. Trois index des lieux, des personnes et des matières contribuent encore à faire des deux gros volumes du Dr. Olivier un très précieux ouvrage de références.

L a u s a n n e.

G e o r g e s R a p p.

STEFAN-PASCAL LUCA, *Les rivalités franco-anglaises et l'élaboration de l'unité italienne, 1789—1849*. Genève, Georg & Cie., 1941, 1 vol., 171 p.

L'auteur de cette thèse de l'Institut universitaire des Hautes Etudes internationales s'est proposé de montrer pour quelles raisons il s'est écoulé une quarantaine d'années entre le «réveil» italien de 1820 et l'unification politique de la péninsule. La cause de ce retard réside à la fois, selon Mr. Luca, dans la condition sociale et économique du pays (carence de la bourgeoisie, insuffisance de l'outillage industriel lors du Risorgimento) et dans l'évolution historique de l'Italie dans la première moitié du 19^e siècle. C'est à l'étude de la situation politique du pays qu'est consacré le présent ouvrage.

Lors de la lutte que la Révolution française entreprit contre l'Europe, le morcellement de la péninsule italienne fit de celle-ci un boulevard de l'invasion étrangère. C'est, en effet, en Italie que les adversaires pouvaient s'atteindre le plus facilement: les Français y battirent les Autrichiens après leur avoir enlevé les Pays-Bas, les Anglais y soutinrent les Bourbons de Naples qui permirent à Nelson de gagner l'Egypte avec son escadre et de remporter la victoire d'Aboukir etc. Toute la péninsule se trouva, de la sorte, engagée dans la lutte entre la France et l'Angleterre, chacune de ces deux puissances cherchant à empêcher l'autre de prendre pied en Italie ou dans la Méditerranée. Pour la France, de même que pour les coalisés, les Etats italiens étaient considérés comme une simple «monnaie d'échange» à utiliser dans les pourparlers de paix. La cession de Venise à l'Autriche par Bonaparte au traité de Campo-Formio en est le meilleur exemple. Cette «trahison» contribua beaucoup à retarder l'unification de l'Italie.

Les différents Etats italiens, perpétuellement leurrés par les promesses des puissances, ballotés entre l'espoir et les déceptions, aveuglés par la force des coalitions et des idéaux en présence, étaient eux-mêmes politiquement et militairement incapables de prendre parti, à plus forte raison de se débarrasser de leurs oppresseurs.

Cette domination étrangère en Italie n'a-t-elle exercé qu'une influence négative, néfaste sur l'évolution intérieure du pays, sur les institutions, les mœurs, l'esprit? Mr. Luca s'est posé cette question à propos de la France. Une comparaison du régime napoléonien avec le régime autrichien eût été opportune d'autant plus qu'il existe de beaux travaux de Franco Valsecchi sur l'administration habsbourgeoise en Lombardie.

Mr. Luca s'inscrit en faux contre les affirmations de l'historiographie libérale (italienne et étrangère) selon lesquelles la domination française — République « cisalpine » puis « italienne » — aurait jeté les bases matérielles et morales de l'unité future. Selon l'auteur du présent ouvrage, aucune des mesures administratives de Napoléon n'auraient fait progresser l'idée nationale parce qu'elles n'étaient pas l'expression d'un véritable désir de réformes, mais un simple moyen de domination.

Le résultat le plus grave de cette prépondérance étrangère en Italie, au 19^e siècle, a été, selon Mr. Luca, la séparation du Nord et du Sud. En empêchant ces deux régions de se grouper en une communauté économique, les puissances — particulièrement l'Angleterre — ont créé le plus grand obstacle à l'unification politique de l'Italie, car les autres conditions (unité territoriale et parenté linguistique) étaient déjà remplies.

Sous la Restauration et la Sainte Alliance, les puissances ont continué à entretenir encore plus consciemment cette opposition entre les Etats italiens et à empêcher leur union: Louis XVIII soutenait le roi de Sardaigne et le roi des Deux-Siciles contre l'Autriche; il favorisait la restauration des Bourbons d'Espagne à Parme ainsi que la reconstitution des Etats pontificaux etc. De son côté, Metternich se déclarait ouvertement hostile à toute manifestation communautaire en Italie. Pour se maintenir en Lombardie et à Venise, l'empereur réprima, pendant quarante ans, toutes les vellétés d'indépendance ou de fusion territoriale dans la péninsule.

La crise de 1848 a été étudiée par Mr. Luca en fonction de l'intervention étrangère dans la politique intérieure de l'Italie. Au moment où le mouvement de libération triomphait dans les principaux Etats italiens et où le roi de Sardaigne entreprenait la lutte armée contre l'Autriche, les deux puissances étrangères qui auraient pu soutenir Charles-Albert, la France et l'Angleterre, s'abstinrent d'intervenir et firent, de ce fait, échouer l'unification italienne.

L'ouvrage s'arrête à la signature de la Convention de Novare par Victor-Emmanuel qui, lui, réussira, aidé par Napoléon III, à délivrer l'Italie des Autrichiens.

Il est regrettable que cet ouvrage intéressant, écrit trop hâtivement (les nombreuses fautes de style en témoignent) contienne des erreurs de fait telles que celle-ci: « Le 23 mai 1800, l'armée (de Napoléon) franchit le Saint-Gothard » !! (p. 59).

L a u s a n n e.

S v e n S t e l l i n g - M i c h a u d.

AUGUSTE FOREL, *Mémoires*. Neuchâtel, La Baconnière, 1941, 316 p. in-8°.

Le Docteur O.-L. Forel publie aujourd'hui en français les souvenirs de son père, Auguste Forel, qui ont déjà paru en 1935 en langue allemande (Europa Verlag, Zurich). Il ne s'agit pas d'une traduction mais d'une version abrégée, « bien des détails » dit O.-L. Forel, dans sa préface « ne présentant actuellement plus d'intérêt ».

Dans un des premiers chapitres de ses souvenirs, Auguste Forel raconte que l'éducation qu'il reçut le rendit extrêmement poltron et timide, mais ses mémoires lui donnent un démenti formel, et il a gardé toute sa vie un franc-parler que certains ont peut-être trouvé, parfois, excessif. Tout ce qu'il a entrepris, il l'a accompli avec une admirable énergie, avec passion, presque avec violence.

On trouve dans ses souvenirs, l'exposé, plus ou moins développé, de ses trois activités principales : études sur les fourmis, pratique psychiatrique, propagande antialcoolique.

Tout jeune, il se passionna pour l'étude des fourmis ; la lecture du célèbre mémoire de Pierre Huber fut pour lui une révélation et à 26 ans déjà il publiait un livre où il décrivait les fourmis de Suisse au triple point de vue biologique, anatomique et physiologique. Cet ouvrage lui valut en Suisse le prix Schläfli, décerné par la S. H. S. N. et, en France, le prix Thore, décerné par l'Académie des sciences. On regrette un peu de ne trouver dans les *Souvenirs*, à propos des fourmis, que des indications fort brèves et, pourtant, ses travaux sur l'instinct des insectes font encore autorité ; peut-être cette sécheresse provient-elle de ce qu'il n'a écrit son livre, d'après des notes prises par sa femme, qu'en 1912, à une époque où il s'appliquait avec une volonté et une énergie admirables à revenir à la vie après une attaque d'apoplexie ; il n'a probablement, plus trouvé, à cette époque, dans sa mémoire, le souvenir des détails pittoresques qui nous eussent si vivement intéressé. Malgré ces brillants débuts, ce n'est pas aux sciences naturelles que s'est voué Forel, mais bien à la médecine et, plus particulièrement à la psychiatrie.

Il fut en particulier, l'un des premiers à employer, avec l'école de Nancy, dont il devint l'un des principaux protagonistes, l'hypnotisme dans le traitement des maladies mentales. Il se distingua d'ailleurs dans ce domaine, non seulement comme savant, mais aussi comme organisateur. On suivra avec le plus grand intérêt, le récit des luttes qu'il eut à soutenir pour mettre de l'ordre dans l'asile du Burghölzli, dont il avait pris la direction ; luttes qu'il mena avec l'énergie et la ténacité inouïes dont il fit toujours preuve dans l'accomplissement de son devoir.

Au cours de son activité au Burghölzli, il avait remarqué que l'une des causes fréquentes des maladies mentales était l'alcoolisme. Il entama alors, avec son fanatisme coutumier, une croisade pour l'abstinence totale ; la seconde moitié de sa vie est emplie d'une activité fiévreuse de propagandiste : congrès internationaux, introduction en Suisse de l'Ordre des Bons Templiers

auquel, en libre penseur convaincu, il réussit plus tard, à substituer un ordre dissident où l'on ne faisait plus appel à aucun sentiment religieux.

En 1914, vint la guerre et Forel ajouta une nouvelle branche à son activité: il se lança dans les doctrines pacifistes et milita dans les rangs de l'extrême gauche. On s'étonnera que cet homme exceptionnel, qui avait subi une attaque d'apoplexie et était resté partiellement paralysé (grâce à son énergie extraordinaire, il était rapidement parvenu à écrire de la main gauche) ait pu, intellectuellement intact mais physiquement diminué, suffire à une aussi formidable activité matérielle.

Une autre partie du livre — et ce n'est pas celle qu'on lira avec le moins d'intérêt — est consacrée aux voyages d'instruction qu'il a entrepris dans tous les coins du monde, en Europe, en Afrique, en Amérique, contés avec une verve étonnante.

Il faut savoir gré au fils de l'auteur d'avoir fait connaître au public de langue française, cette belle vie.

Genève.

Marc Cramer.

Der Adel und die Gründung der Eidgenossenschaft.

ARTHUR GLOGGNER: *Die Mitwirkung des Adels bei der Gründung und Festigung der Eidgenossenschaft. Bern 1941.*

(Eine Erwiderung)

Die Besprechung dieses Buches durch Bruno Meyer in Nr. 4 dieser Zeitschrift von 1941 wird m. E. dem Verfasser nicht gerecht und ist sogar geeignet, ihm zu schaden, weshalb hier einige Gegenargumente ausgeführt werden müssen. — Angesichts der Schwierigkeit und Kompliziertheit des mittelalterlichen Ständerechts, zu dem noch regionale und örtliche Verschiedenheiten hinzukommen, war es verständlich, daß der Verfasser eine Übersicht über den neuesten Stand der Forschung vorausschickte und besonders auf die grundlegenden Arbeiten von Dugern, Aloys Schulte, Forst-Battaglia und andern aufbaute. Dabei ist ihm besonders hoch anzurechnen, daß er nachdrücklich darauf hinwies, daß im Mittelalter die Menschen von Geburt aus ungleich gewesen seien, daß jeder zu verschiedenem Recht geboren wurde, daß ein Kastengeist schärfster Prägung Stand von Stand und Recht von Recht getrennt habe. Es galt der Grundsatz der angeborenen Ungleichheit. Angesichts der immer wiederkehrenden Versuche, moderne Verhältnisse auf das Mittelalter anzuwenden (z. B. Schweiz. Juristenzeitung vom 1. März 1941, S. 261) war die allgemein-ständegeschichtliche Einleitung unerläßlich.

Daß der Verfasser im weitem die Darstellung der Gründungsgeschichte von Karl Meyer, Oechsli, Durrer und andern zur Grundlage seiner familien-geschichtlichen Untersuchung über seine Gründergestalten machte und auch

auf die geleistete Vorarbeit von Rosa Benz abstellen mußte, verwundert nicht, wenn man bedenkt, daß es ihm darauf ankam, nachzuweisen, daß die führenden Geschlechter der Waldstätte entscheidenden Anteil an der Gründung und Festigung der Eidgenossenschaft hatten. Viel zu lange wurde bis heute eine allzu bäuerlich-demokratische und hirtenhafte Bundesgründung angenommen. Da ist es nun ein entscheidender Verdienst Gloggners, darauf hingewiesen zu haben, daß die großen politischen Führergestalten aus den hervorragendsten Geschlechtern der Innerschweiz als routinierte und fast raffinierte Politiker die Führung der Geschicke des Landes in der Hand hatten und dabei allerdings das vollste Vertrauen des Landvolkes besaßen und von diesem ebenso kraftvoll in ihren Plänen unterstützt wurden, wie es übrigens auch heutzutage, besonders in Landkantonen, vorzukommen pflegt. Allein diese Erkenntnis macht das Buch schon wertvoll. Dabei fällt das Versehen wegen des angeblichen Aussterbens der Familie Ab Iberg (S. 69) gar nicht wesentlich ins Gewicht, da ja alle übrigen familiengeschichtlichen Feststellungen des Verfassers hieb- und stichfest sind. Es wäre daher ein Unrecht, die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Verfassers anzuzweifeln, und es sind hiefür auch keine weiteren Anhaltspunkte angeführt worden.

St. Gallen.

Oskar Lutz.

Schlußwort.

Die andere Beurteilung des Buches von Gloggner, wie sie sich in der Erwiderung auf meine Besprechung äußert, geht auf einen verschiedenen Maßstab zurück, der angelegt wurde. Während ich den Standpunkt der kritischen Geschichtswissenschaft einnehme und diesen für die Zeitschrift für Schweizerische Geschichte als maßgebend betrachte, kann es bei Herrn Lutz natürlicherweise nur ein anderer sein. Es ist darum auch verständlich, daß er nicht bemerkt, daß Gloggner das eigentliche Problem der Stellung des Adels zur entstehenden Eidgenossenschaft nicht einmal geahnt hat und daß man mit den Werken von Dungen, Schulte und Forst-Battaglia keine ständegeschichtliche Arbeit mehr aufbauen kann, die auf der Höhe der Wissenschaft steht. Das Literaturverzeichnis Gloggners enthält übrigens einige jüngere und ältere Werke, die den Verfasser auf die richtige Spur gebracht hätten, wie z. B. die Studie von Ulrich Stutz über den niederen Adel, von deren geistiger Verarbeitung aber nichts erkennbar ist. Es muß auch festgestellt werden, daß die Arbeit Gloggners zum überwiegenden Teile nur auf den Artikeln des Historisch-Biographischen Lexikons aufgebaut ist, und es soll ein für allemal betont werden, daß sich mit diesen Artikeln allein eben keine Arbeit aufbauen läßt, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Der Hinweis auf die Abyberg bedeutet nur, daß man wenigstens die Artikel des Lexikons ganz lesen sollte, wenn man sie als Grundlage der ganzen Arbeit benutzt.

Das familiengeschichtliche Interesse und die Kenntnis Gloggners hätten genügt, um in Nichtfachkreisen einen guten Vortrag zu halten; für eine gedruckte Arbeit, die mit dem Anspruche der Wissenschaftlichkeit auftritt, ist aber das Interesse fehl gerichtet und die Kenntnis ungenügend. Diese Tatsachen mußten mit aller Höflichkeit, aber auch mit aller Deutlichkeit in der Besprechung zum Ausdrucke kommen.

Frauenfeld.

Bruno Meyer.

Literaturnotizen.

Wie bedeutend der Erfolg der zusammenfassenden Schilderung der Zustände und Verhältnisse in Deutschland vor der Reformation durch den Heidelberger Historiker Willy Andreas¹⁾ gewesen ist, zeigt die Tatsache, daß dieser gewichtige Band in zehn Jahren nun schon die dritte Auflage erlebt. Ich habe seinerzeit bei der Besprechung der ersten Auflage des Werkes im 14. Jahrgang (1934) dieser Zeitschrift, S. 249 ff., mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie eindrucklich diese Gesamtschau zu wirken vermag und wie reiche Anregungen sie bietet. Die nun vorliegende dritte Auflage ist sorgfältig durchgesehen und im Text und in den Nachweisen sind die Forschungen des letzten Jahrzehnts berücksichtigt.

* * *

Die «Großen Schweizer Forscher», herausgegeben von Eduard Fueter, haben nach drei Jahren schon ihre zweite Auflage erlebt. Damit ist dem Buch, das ein wirklich gutes Ergebnis des Landesausstellungsjahres ist und als solches auch in dieser Zeitschrift (Jahrgang 21, 1941, S. 256) anerkannt wurde, ein wohl verdienter Erfolg zugefallen. Die zweite Auflage ist um acht weitere Lebensläufe bereichert²⁾.

* * *

Mit Nachdruck sei hingewiesen auf das von Anton Largiadèr zusammengestellte Gesamtinhaltsverzeichnis der 45 Jahrgänge des Jahrbuchs für Schweizer Geschichte, das als fünfter Band der Abteilung Handbücher in den Quellen zur Schweizer Geschichte herausgekommen ist. Damit ist eine oft empfundene Lücke geschlossen, die von Rechts wegen schon beim Abschluß des Jahrbuchs für Schweizer Geschichte im Jahre 1920 hätte ausgefüllt werden müssen. Ein weiteres nützliches Verzeichnis ist angeschlossen, nämlich eine chronologische Übersicht aller Urkunden, die in den Zeitschriften der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft, wie sie bis zum Jahre 1920 erschienen sind, zum Abdruck gebracht wurden. Damit sind die Urkundenveröffentlichungen des Anzeigers und des Jahrbuchs eigentlich auch erst so richtig zugänglich gemacht worden³⁾.

¹⁾ Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende. 3., durchgesehene Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1942, 686 S.

²⁾ Zürich, Atlantis-Verlag, 1941, 340 S.

³⁾ Verzeichnisse von Abhandlungen und Dokumenten in Jahrbuch für schweizerische Geschichte, Anzeiger für schweizerische Geschichte und Altertumskunde, Anzeiger für schweizerische Geschichte. Basel, Birkhäuser & Cie., 1941. 108 S.